



Colin Cotterill

**EIN KOPF MACHT
NOCH KEINE
LEICHE**



Ein Thailand-Krimi



GOLDMANN

etwas übertrieben klingen, denn ich kann nicht gerade behaupten, dass ich bei meinen morgendlichen Spaziergängen mit den Hunden schon über allzu viele Köpfe gestolpert wäre. Selbstverständlich hatte ich in Leichenschauhäusern und an Unfallorten schon abgetrennte Körperteile gesehen, doch an diesem Mittwoch fand ich meinen ersten herrenlosen Kopf. Ich war direkt erschüttert, wie wenig es mich erschütterte.

Mein innerer Wecker hatte um sechs geklingelt, wie jeden Tag. Er besitzt keine eingebaute Schlummerfunktion, also stand ich auf. Es war keine Gewohnheit, die meinem Wunsch entsprang, den Sonnenaufgang zu sehen

oder fröhlich mit meinen hündischen Freunden am Strand entlangzuwandeln. Die Gewohnheit war dem Umstand geschuldet, dass es in dem Dreckloch, in dem wir vor einem Jahr gelandet waren, abends rein gar nichts zu tun gab. »Maprao« heißt Kokosnuss, was diesen Ort ganz gut beschreibt: dickfellig, eintönig und ohne jede Substanz. Aber ich verliere mich hier gerade auf Nebenschauplätzen und verderbe das, was eine komprimierte, spannende Einleitung meiner Geschichte werden sollte, also spare ich mir das Gejammer und die Familienintrigen für später auf.

Zurück zum Strand. Wir hatten zwei Hunde. Oder vielleicht sollte ich besser sagen, die beiden Hunde hatten uns,

denn sie waren nicht einzusperren. Wenn sie Hunger hatten, ließen sie von dem Unfug ab, den sie gerade so trieben, und kamen angeschlendert. Meist ließen sie sich sogar dazu herab, in unserer bescheidenen Ferienanlage zu schlafen – oder auch nicht. Unglücklicherweise jedoch standen sie jeden Morgen schwanzwedelnd vor der Tür. Gogo – eine Töle in jeder Hinsicht – war von meiner Mutter am Straßenrand aufgelesen worden. Kein Benehmen. Keine Dankbarkeit. Keine Verdauung. Sie fraß wie ein Pferd und schiss wie eine Kuh. Unser Tierarzt Dr. Somboom, der glücklicherweise Viehspezialist war, erklärte uns, Gogo sei körperlich nicht dazu in der Lage zu verdauen. Also gaben

wir ihr jeden Tag einen Riesenberg zu fressen, in der Erwartung, dass wenigstens ein klitzekleiner Teil davon seinen Weg in ihre Muskeln finden würde. Das war bisher noch nicht geschehen.

Hund Nummer zwei: Sticky, auch »Reisbällchen« genannt – weiß mit einem riesengroßen schwarzen Auge –, war ein ehemaliger Tempelhund. Er war ein Dieb. Noch keine sieben Monate alt, aber das ist keine Entschuldigung. Wäre er ein menschlicher Teenager, säße er längst in einer Besserungsanstalt für jugendliche Straftäter. Kein Schuh draußen vor den Gästezimmern war vor ihm sicher. Keine Instantnudelpackung auf den unteren Regalen, kein trocknender Tintenfisch, kein

Gartengemüse. Er holte sich alles. Und – schlaues Biest, das er war – er hinterließ keine Spuren, weil er einfach alles auffraß: Blätter, Päckchen, Schnürsenkel. Er gab dem Wort »genießbar« eine ganz neue Bedeutung. Wer noch nie gesehen hat, wie sich ein Hund durch Beton frisst, ohne Krümel zu spucken, der kennt Reisbällchen noch nicht.

Okay. Ich hab mich schon wieder verquatscht. Da waren wir also: am Strand. Der Wind du jour fing gerade an, die Styroporblöcke wie Steppenläufer herumzurollen. Die Flut warf Plastiktüten auf den Strand. Unser Gassigehen hatte nichts Vergnügliches, aber meine Mutter – Mair – bestand darauf, dass ich zweimal täglich mit den Hunden